

(Nachdruck verboten.)

7) Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525.

Von Robert Schweißel.

Der Tod ihrer Eltern hatte die schöne Gabriele zur Besitzerin eines großen Vermögens gemacht, sodaß man sie auch wohl die reiche hätte nennen können. Ihr Vater Joseph Neureuter war ein anschlägiger Kopf gewesen, der sich — zunächst mit erborgtem Gelde — auf den Großhandel mit Wein und Getreide geworfen hatte. Ein anderer war den Patriziern nicht gestattet und auf diesen waren auch die Häuser der Geschlechter eingerichtet. Zu diesem Zwecke lagen große Keller unter den geräumigen Hausfluren, auf denen von den Herren der selbstgebaute Wein ausgeschänkt wurde, und in den spitz zulaufenden Giebeln zwei- auch dreistöckige Getreideböden sowie Speicher auf den Höfen. Joseph Neureuter hatte nicht nur Getreide und Wein, die zu Markte gebracht wurden, vor den Thoren aufgetauft, sondern wann sie noch in Halmen auf dem Felde standen und als Trauben am Stock hingen. Daß seine vom Glücke begünstigten Spekulationen dem Wucher so ähnlich wie ein Ei dem anderen sahen — nun, er arbeitete nach hochgeehrten Vorbildern, nämlich nach denen der großen Handelsgesellschaften in Nürnberg, Augsburg, Ulm, die durch ihre Ringe die Preise aller möglichen Waaren bestimmten. Bürger und Bauer freilich fluchten ihnen. Was half's? Von mehr als einem Reichstage wurden Beschlüsse gegen solche wucherische Ausbeutung des Volkes durch die Handelsgesellschaften gefaßt; aber sie blieben todte Buchstaben. Die vereinigte Geldmacht war stärker als die Exekutivgewalt der Kaiser.

Das Vermögen Gabriele's bestand fast ausschließlich aus Gilten und Rentenbriefen auf Rothenburger Bauernhöfen. Auch auf dem Hofe Simon Neuffer's stand eine solche Gilt. Verwaltet wurde das Vermögen von dem jetzigen zweiten Bürgermeister, Konrad Eberhard, der ihr bei dem Tode ihrer Eltern von dem Rathe der Stadt zum Vormund bestellt worden. Der Mann sah gar scharf nach den Rechten des Mündels, wie mancher, der nicht so glücklich wie Simon war, so daß er seinen Zins bei Heller und Pfennig oder in natura entrichten konnte, am heutigen Morgen zu seinem schweren Leid erfahren. Da die schöne Gabriele keine Verwandte in der Stadt besaß, so hatte Erasmus von Muslor durch seine Tochter sich bestimmen lassen, ihre verwaihte Freundin in sein Haus zu nehmen, nachdem das Kloster die Erziehung der beiden Mädchen beendet hatte. Konrad Eberhard hatte sein Haus seiner Mündel nicht anbieten können, da er ein Wittwer war.

Seinem Sohne war die vielbeneidete Ehre zu theil geworden, die schöne Gabriele zu Tisch zu führen. Max Eberhard war erst im Spätherbste aus Belschland heimgekehrt, wo er auf der berühmten Hochschule von Bologna die Würde eines Doktors des römischen Rechtes erworben hatte. Er war ein ernstblickender junger Mann mit scharfgeschnittenen, durchgeistigten Zügen, und die schwarze schmucklose Gelehrtentracht ließ ihn in dem bunten Geflitter ringsum noch ernster erscheinen. Sein Ernst wollte selbst der Schönheit seiner Tischnachbarin nicht weichen. Es mochte diese Wahrnehmung sein, welche Sabine von Muslor fragend zu ihrer Freundin hinüberblicken veranlaßte. In diesen Blicken schien sich Sabinens ganzes Interesse an der Tafelrunde zu erschöpfen, denn sonst saß sie ebenso theilnahmslos wie morgens auf ihrem Jagdzeltler jezt an der Tafel neben dem obersten Stadthauptmann, dem Ritter Albrecht von Adelsheim, der sie zu Ostern als seine Gattin heimführen sollte. Die schöne Gabriele erwiderte die Blicke der Freundin, indem sich ihre gewölbten Purpurlippen etwas spöttisch schürzten, und so sprach sie jezt zu ihrem Nachbar:

„Gilt Himmel, Herr Doktor, Ihr schauet ja schon eine ganze Weile darcin, als ob Ihr Erscheinungen hättet.“

„Vielleicht ist es auch so,“ erwiderte Max Eberhard und richtete die tiefstehenden dunkeln Augen ernst auf sie. „Was dünket Euch, wenn der große Zauberer Vergil die Gestalten des Meisters Zeitblom an den Wänden dort in einen Todtentanz verwandelte?“

„O, wie häßlich das ist!“ rief Gabriele unmuthig. „Leidet Ihr an solchen Gesichtern, so hättet Ihr ein Bußprediger werden sollen.“

„Das glaube ich selbst, daß ich meinen Beruf verfehlt habe. Doch verzeihet meine Ungeschicktheit in höfisch kurzweiliger Rede. Man lernt sie nicht auf den Universitäten.“

„Mir scheint vielmehr, daß man sie dort verlernt,“ erwiderte sie schlagfertig. „Ich erinnere mich wenigstens, daß Ihr ehedem gern fröhlich mit den Fröhlichen waret. Selbst mit so unbedeutenden Geschöpfen, wie Sabine und ich es sind, pfloget Ihr gern der Kurzweil. Unseres Lachens und Lärmens ward mitunter der guten Frau von Muslor zuviel.“

„Ja, so war es, bevor ich nach Belschland ging,“ pflichtete er ihr mit einem rasch wieder erlöschenden Lächeln bei.

„Thomas Zweifel, der es verstehen muß, behauptet, daß Ihr dort gar gelahrt worden seid. Dennoch werdet Ihr mich nicht glauben machen, daß Ihr in dem Lande Italia nur über den Büchern gehockt habt. Wie, Doktor, Ihr solltet bei den gluthvollen Schönen Belschlands nicht auch ein wenig in die Schule gegangen sein?“

Sie sah ihn mit ihren sammetartig schimmernden Augen herausfordernd an; er aber versetzte ablehnend: „Leider darf ich mich solcher Lehrmeisterinnen nicht rühmen. Die einzige Schönheit, von der ich in meiner Ruhez zu lernen trachtete, war die der Meisterwerke italischer Kunst. Die Zeit ist zu ernst, um zu den Füßen schöner Frauen zu seufzen.“

Die stolzgewölbten Brauen Gabriele's zogen sich wie ein entsetzendes Wetter zusammen. Dennoch erwiderte sie munteren Tones: „Ist die Zeit wirklich so ernst, wie Ihr behauptet, Herr Doktor? Ei, um so eifriger sollte man die Blumen der Freude pflücken, wo sie sich bieten. So denke ich, möget Ihr mich darum auch schelten. Wenn Ihr dem Rechte Eurer Jugend entsaget, ich ihr's mit nichten, sondern mache das der meinigen geltend. Ist Euer Blut, das früher so munter floß, in dem sonnigen Süden erstarrt, so — müßte ich Euch aufrichtig bedauern, wenn — ich es glaubte.“ Sie richtete sich gegen ihn in den Hüften auf, als wollte sie ihm durch ihre Jugend und Schönheit ihre Berechtigung voll vor Augen stellen.

Er schaute ihr mit einem langen Blick in die strahlenden Augen, und sie erröthete.

„Es ist wahr, daß ich als ein Veränderter aus Belschland heimgekommen bin,“ sagte er. „Denn ich habe inzwischen einen tieferen Blick in das Leben gethan und so möchte ich bezweifeln, ob das Gaukeln im flüchtigen Sonnenschein ein wahrhaftes Genügen zu gewähren vermag.“

Gabriele biß die kleinen weißen Zähne zusammen und wandte den Kopf ab. Er fuhr eindringlich fort: „Nein, schöne Gabriele, dieses Plattern in Putz und Tändeleien kann Euch nicht genügen. Ihr seid zu stolz dazu. Es giebt ein Höheres, als nur seinem eigenen Ich zu leben. Ein neues Morgenroth erglüh't am Himmel, und Millionen von mühseligen Herzen wenden sich ihm hoffend zu. Meint Ihr nicht auch, daß es eine schöne, eine große Aufgabe wäre, seine Kraft einzusetzen, damit diese Hoffnung sich erfülle? Wäre es nicht herrlich, den Beladenen das Joch von den Schultern zu nehmen, damit sie den Kopf frei erheben und als wahrhafte Ebenbilder Gottes auf Erden wandeln?“

„Hörchet!“ rief Gabriele mit einem Zug von Hohn in dem schönen Gesicht und berührte mit zwei Fingern seinen Arm. Das Getöse vom Markte drang in sein aufmerksam Ohr. „Und für diesen rohen Böbel wollet Ihr Eure Kraft einsetzen?“ fragte sie mit wogender Brust. Sind das nur Menschen? Ich hörte Euren Vater einmal zu dem Herrn von Vermeter sagen, daß man sie noch schwerer belasten müßte, sonst schlügen sie im Uebermuth aus. Ist das nicht ein Schreien und Loben, wie von wilden Thieren?“

„Und wenn sie fast zu Thieren entartet sind, wessen Schuld ist es als die unserige, schon von unseren Vätern her?“ fragte Max Eberhard mit blühenden Augen. „Es ist unsere Pflicht, das Unrecht, das sie entmenscht hat, zu sühnen. Wenn nicht, nun, so mögen wir es wohl befahren, daß sie uns eines Tages die Zähne weisen.“

„Mit Zuckerbrot wollet Ihr sie firren?“ lachte Gabriele grell auf. „Ich bin für die Peitsche, Herr Doktor Eberhard. Ja, die Peitsche, die Peitsche!“ Sie athmete rasch; ihre Nasen-

flügel zitterten und ihre Augen glühten. Wie abweisend er widerte sie den besorgten Blick, den Sabine ihr auf ihr Lachen zuwarf.

„Ist's ein Frauenmund, der also spricht?“ fragte Max vorwurfsvoll. „Dann freilich muß ich verstummen.“

Sie wendete schnell den Kopf nach ihm. „Ihr sagt mir Fehde an?“

„Um Vergebung, ich führe nur mit Männern Krieg,“ antwortete er mit kühler Höflichkeit.

Sie schwieg. Die Diener trugen den inzwischen zerschnittenen Dreifönigstuchen herum. Gabriele zerbröckelte mit erregten Fingern ihr Stück, ohne Acht zu geben. Es enthielt die Bohne. „Glück im Spiel“, murmelte sie, ohne das Sprichwort zu vollenden. Im nächsten Augenblicke hob sie die Bohne in die Höhe. Die Tafelrunde brach in Jubel aus. Der Hausherr proklamierte Gabriele als Königin des Festes und alle erhoben sich, um sie mit vollen Bechern hochleben zu lassen. Man eilte zu ihr, um mit ihr anzustoßen und ihr Glück zu wünschen, und sie geberdete sich mit einer huldvollen Herablassung. Dann wählte sie sich unter den Gästen ihren Hofstaat und wies jedem sein Amt an. Den ersten Bürgermeister wählte sie zu ihrem Kanzler, und er kam gleich den übrigen Würdenträgern, beugte das Knie vor der schönen Herrscherin und küßte ihr die Hand. Max Eberhard ging leer aus.

Unter dem fröhlichen Lachen und Scherzen, mit denen Wahl und Hulldigung vollzogen wurden, bemerkten es wohl nur wenige. Maxens Vater, der neben der behäbigen Frau von Muslor saß, entging es nicht und er runzelte die Stirn. Der zweite Bürgermeister hatte, gleich seinem Sohne, einen scharf geprägten Kopf; nur hatten die Jahre seine Züge noch verschärft und verhärtet, während sie seinen dunklen Augen einen kalten Glanz gegeben hatten.

Unterdessen schwärmte die Gesellschaft aus dem Bären auf dem Herrenmarke umher, wo jetzt allherhand fahrend Volk sein Wesen trieb. Nur Buchwalder hatte sich bereits auf den Heimweg gemacht und Simon sich zu seinem Oheim, dem Tuchsheerer Kilian Eschlich begeben, wo er auf Rätke warten wollte. Das Getöse war unbeschreiblich; denn alles schwärmte, lachte, schrie, sang und zankte, trommelte, piff und trompetete. Man hätte taub davon werden können; aber es machte die Menschen nur noch lustiger und ausgelassener. Rätke zwang ihren Better, bei allem stehen zu bleiben: bei dem Zahnreißer und Quacksalber, der schon ganz heiser vom Schreien war; bei dem Mann, der Berg verschlang und Feuer spie; bei dem Saboyarden, der nach Pfeife und Trommel einen ruppigen Bären tanzen ließ, bei dem starken Manne, der mit schweren Gewichten und Steinfugeln spielte; bei dem Bänkelsänger, der, von seinem Weibe unterstützt, die in grellen Farben dargestellten Thaten des berühmten Räuberhauptmanns und Freibeuters Konz Wirt auf der Halden besang. Kaspar seinerseits machte bei dem Buchführer Galt, der seinen Stand neben den Kaufbuden des Rathhauses aufgeschlagen hatte, las seinen Begleitern die Titel der ausgelegten Schriften vor und erklärte ihnen die an Schnüren aufgehängten Bilder und Karikaturen mit manch heißender Bemerkung. Da waren Kalender, Kräuterbücher, Weissagungen, die alten ewig jungen Märchen und Volkserzählungen vom hörnen Siegfried, der schönen Magelone, Dornröschen u. s. w., auch Brand's mit vielen Holzschnitten gezierter Narrenschiff, dessen Moralen den Text zu mancher Predigt lieferten. Die diäleibigen Bücher für und wider die Reformation mit ihren endlosen Titeln ließ Kaspar unbeachtet. Dafür hielt er sich an die fliegenden Blätter, die in derber Weise, bald satirisch bald feurig berebt, gegen den Behemot zu Rom, gegen die Unerlichkeit, Unwissenheit, den Geiz und die Habgucht der Pfaffen zu Felde zogen. Von diesen Feuerbränden, die meistens ein Bild anziehend machte, sowie von den Satiren auf die Kömlinge wurden von den Neugierigen, die eng den Tisch umstanden, viele gekauft. Auch mancher Holzschnitt von Luther, Grundberg, Sidingen und Hutten wanderte von hier in die Hütten der Landleute. Uebrigens fehlte es auch nicht an Karikaturen auf den Reformator, und sie waren gepfeifert genug. Aber die Bürger und Bauern rühten um ihretwillen nicht mit ihren verschärften Lederbeuteln heraus.

Die humoristischen Randbemerkungen des jungen Tuchsheerers verursachten unter den Herumstehenden manchen Ausbruch der Heiterkeit. Rätke ließ ihnen nur ein zerstreutes Ohr. Ihre Blicke schweiften wie suchend in der Menge umher.

(Fortsetzung folgt.)

Seine Belohnung.

Aus dem Englischen von Gertrud Liebknecht.

Billy saß auf der Hafenanlage und schlenderte mit den Weinen. Es war drückend heiß. Der Rauch unzähliger Schiffschornsteine hüllte den Hafen in eine schwarze Wolke. Das schwarze Wasser glühte wie geschmolzener Stahl. Wie dumpfes Gebrüll scholl das geschäftige Treiben des Hafens herüber. Die schrillen Töne der Schiffspeifen, das Geräusch der Aufzugsketten, das unheimliche Tuten der Nebelhörner, das unaufhörliche Geschäufel und Gepraffel, die heiseren Rufe der rußbedeckten Aufseher, dies alles machte einen ohrenzerreißenden Lärm.

Hinter Billy arbeitete ein Trupp Kohlenträger, bis auf das Hemd entkleidet, schweißtriefend und von Ruß geschwärzt. Die rauchgeschwängerte Luft gestattete ihnen kaum das Athmen.

Billy schlief nicht, aber hörte alles wie im Traume. Sein Ohr war so gut an den Lärm des Hafens gewöhnt. Und dann der leere Magen! Er war ganz betäubt. Zu Zeiten mag es ja ganz gesund sein, lauwarmes Wasser aus dem Blechbecher eines Stragenbrunnens zu trinken. Es wird ja sogar filtrirt. Aber drei Tage nichts als filtrirtes Wasser — das ging sogar über Billy's Kräfte.

Er schlenderte weiter mit den Weinen und ließ die Unterlippe hängen. Seine Gedanken . . . nein, zum Nachdenken war er zu hungrig. Und zum Träumen zu alt. Nicht für einen Penny hätte er jemandem sagen können, über was er nachdachte, und ein Penny bedeutete doch eine Mahlzeit für ihn.

Plötzlich hörte er fremde Stimmen hinter sich und er riß die Augen auf.

Es waren Reisende. Ein behäbiger, würdevoller Papa, eine schlanke, würdevolle Mama, mehrere kleine Mädchen und ein dicker Schulknabe. Sie waren gerade aus einer Droschke gestiegen. Zwei Gepäckschneider trugen das Gepäck. Gewöhnlich trug man es selbst. Aber Papa war sichtlich bemüht, den Leuten zu zeigen, was er auf seinen Reisen gelernt hatte.

Billy ließ den Kopf sinken. Ferienausflüge waren ihm zuwider. Die eine Sekunde der Vergessenheit brachte ihn zu einer um so schärferen Erkenntniß seines Glucks, und so blickte er in das Wasser, vor sich hinmummend. Plötzlich hörte er den Klang eines Weißes Kleid auf der Oberfläche des Flusses ausbreitete, und wie ein Kindergefläch mit weitgeöffnetem Mund und Augen emporstarrte, um dann in der schmutzigen Tiefe zu verschwinden.

Billy stand einen Augenblick unschlüssig, dann murmelte er einen halben Fluch, stieß die Hände auf das Eisengeländer und sprang in die Tiefe. Er konnte schwimmen. Bald sah man ihn, wie er sich, mit dem Kleide des Kindes zwischen den Zähnen, an den Brettern, die sich am Rande des Hafens befanden, festklammerte.

Unterdessen hatte sich eine große Menschenmenge angeammelt. Mehrere Hafendarbeiter kamen mit einer Leiter gerannt. Billy wurde von einem halben Duzend Paar Arme erfaßt und gehalten, bis ein Matrose hinunterkletterte und ihm das Kind abnahm. Billy kletterte langsam nach.

Papa hatte endlich seine Geistesgegenwart wiedergefunden. Mit dem Kinde auf dem Arm schritt er durch den Güterschuppen, über die Straße in ein dumpfes Hafenswirthshaus, gefolgt von seinen Angehörigen, der Menge und Billy. Die Menge blieb draußen. Billy glaubte, das richtige zu treffen, wenn er dem Herrn folgte. In der That, der Vater des Kindes wandte sich um, als er am ersten Treppenabsatz angekommen war und winkte ihm.

Sie trugen das Kind in die Stube. Billy blieb auf dem Korridor und ließ das Wasser von seinen Kleidern tropfen, bis ihn ein Kellner erludte, sich auf die Matte zu stellen.

Endlich kam der Herr heraus, ging gerade auf Billy zu, ergriff seine kalte, nasse Hand und schüttelte sie heftig, indem er unzusammenhängende Worte des Dankes hervorstieß. „Sie sind ein braver Bursche. Wie kann ich Ihnen danken? Sie haben das Leben unserer Kellie gerettet, und ich versichere Ihnen, daß ich das anerkennen werde. Es war eine heroische That und die „Humanitätliche Gesellschaft“ soll davon in Kenntniß gesetzt werden. Aber Sie müssen Ihre Kleider wechseln. Komm her, Jimm“, rief er seinem Sohne zu, „laufe zu dem nächsten Kleiderhändler und laufe einen neuen Anzug und alles, was dazu gehört, für diesen Herrn. Alles, verstehtst Du, und sei schnell!“

Billy's Zähne schlugen aufeinander, und eine eigenthümliche Trägheit ergriff ihn. Papa ließ ein Glas Brandy kommen, was ihn wieder ein wenig zu Verstand brachte.

„Sie sollten in das Badezimmer gehen, und sich waschen und abreiben. Mein Junge wird gleich zurück sein mit neuen Sachen.“

Billy gehorchte gleichgiltig, und Papa ging zurück zum Zimmer, wo Mama und die Kinder warteten. Er setzte sich auf die Tischkante und betrachtete nachdenklich seine Stiefelspitzen. „Ich möchte wissen“, sagte er zu seiner Frau, „wie man diesen Mann am besten belohnt?“

„Es muß eine große Belohnung sein. Was willst Du thun?“

Papa überflog die Blätter seines Taschensbuchs und entnahm demselben eine Zehnshillingnote.

„Ich werde ihm einstweilen dies geben“, sagte er, „aber ich möchte gern mehr thun. Der Lebensretter unserer Kellie soll sein ganzes Leben lang mit Freuden an diese gute That zurückdenken.“

„Ja, Du hast recht. Vielleicht kannst Du ihm eine gute Anstellung verschaffen, oder etwas ähnliches. Was ist sein Beruf?“

„Gelegenheitsarbeiter, glaube ich.“

„Könntest Du ihn nicht im Lagerhaus unterbringen?“

„Nun, es ließe sich wohl machen, aber es wäre mit Schwierigkeiten verknüpft. Er ist nicht der Mann, den wir brauchen könnten.“

Er lächelte ein wenig. Geschäft und Dankbarkeit, das paßte eigentlich schlecht zusammen.

„Wirklich, ich sehe keinen anderen Ausweg, als daß ich ihm jetzt eine Summe Geldes gebe. Wir werden, wie Du weißt, einen Monat weg bleiben. Uebrigens — wir haben nicht viel Zeit zu verlieren. Ich werde ihm sagen, er solle mich nach meiner Rückkehr aufsuchen.“

Die Erregung, welche die Mutter durchgemacht, hatte ihr selbstfüchtiges Herz ein wenig zugänglicher gemacht, und sie fühlte, daß mit einer Banknote ihre Pflicht durchaus nicht erfüllt war. Aber sie war daran gewöhnt, ihrem Gatten denken und handeln zu lassen, und schwieg still.

Da wurde an die Thür geklopft; der Knabe trat ein, von Billy gefolgt, der in einem neuen Anzug, gewaschen und getünmt, kaum wiederzuerkennen war.

Mama schritt sofort auf ihn zu und nahm seine Hand in ihre beiden. Thränen entzückten ihren Augen, während sie einige Phrasen des Dankes murmelte.

„Wenn Ihre Mutter hier wäre, wüßte ich, wie ich ihr danken könnte. Sie würde mich verstehen.“

Billy wurde dankesroth und versuchte auszuweichen, indem er sich nach der Kleinen erkundigte.

„Kellie!“ rief Papa, „komm und danke dem Herrn, der Dir das Leben gerettet.“

Und Kellie, rüddäugig und blaß, stand pflichtschuldig auf und flüsterte dem komisch aussehenden, braven Herrn „danke“ zu. Ein schneller Blick ihrer Mutter veranlaßte sie, ihm ihre Lippen zum Kuß zu reichen. Billy verstand nicht, oder wollte nicht verstehen, bis Mama ihm lächelnd zuwinkte. Dann küßte er das Kind und erröthete noch tiefer.

Papa reichte ihm jetzt ein Koutvert.

„Ich gehe für einen Monat aus der Stadt,“ sagte er, „und wünsche, daß Sie mich nach Ablauf dieser Zeit besuchen. Im Koutvert finden Sie meine Adresse. Und dann ist eine Kleinigkeit darin, die Ihnen beweisen soll, daß ich es ernst meine. Nicht wahr, Sie werden mich besuchen?“

Billy steckte das Couvert sorgfältig in die Tasche und versprach zu kommen. Denn als er sah, daß seine Audienz zu Ende war, nahm er schwerfällig Abschied.

„Glauben Sie mir,“ jagte Papa, „daß ich vollkommen verstehe, wie viel wir Ihnen schuldig sind, und daß ich hoffe, recht lange zu leben, um Ihnen künftig besser danken zu können.“

Billy ging. Alles das hatte nur kurze Zeit gedauert, und als er sich wieder auf dem Straßenpflaster befand, schien noch immer die Nachmittagssonne. Er blickte an sich nieder und erkannte sich fast nicht in dem neuen Anzug. Er war ganz verwirret. Plötzlich berührten seine Finger das Papier in der Tasche. Er zog es heraus. Es enthielt eine Visitenkarte und eine zusammengefaltete Zehnpfund-Note. Billy starrte das bunte Papier an, — plötzlich begriff er.

„Ein Zehner! Welch Glück!“

Krampfhaft umklammerte er das Papier und verbergte es in seiner Tasche. Dann wanderte er planlos die Straße hinunter. Er war nie ein Träumer gewesen, nie hatte er Lustschlösser gebaut. Aber der Besitz der Geldnote belebte ihn wie ein Trunk kräftigen Weines. Er war nicht länger Billy, der Ausgestoßene, der seine Beine über den Rand des Hafens schlendern ließ.

Da erscholl lautes Gelächter hinter ihm. Eine Gruppe Kameraden stand auf der anderen Seite der Straße.

„Wahrhaftig, es ist Bleary Bill.“

„Ich hielt Dich für einen Gentleman! Wen hast denn Du todt geschlagen?“

Noch verschiedene derartige Bemerkungen folgten. Dann sagte Billy freudestrahlend: „Oh, ich habe einen neuen Erwerbszweig gefunden. Für mich ist es aus mit der Hafearbeit. Ich komme gerade vom Schwimmen.“

„Wofür bist Du denn geschwommen, für eine Wette?“

„Insinn! Wie ein Gentleman, zu meinem eigenen Vergnügen!“

„Scherz beiseite! Sage uns, wie Du zu Deinem Anzug gekommen bist?“

„Nun, ich will Euch nicht länger auf die Folter spannen. Ich habe jemandem das Leben gerettet. Bin ins Wasser nach einem kleinen Mädchen gesprungen, und sein Vater hat mich großartig belohnt. Gab mir 'nen Zehner und seine Adresse, wenn ich wieder etwas brauche.“

Er brachte die Banknote mit großer Feierlichkeit zum Vorschein und schenkte sie vor ihnen hin und her.

„Jetzt wollen wir mal einen trinken,“ schrie Barnab, der Kohlenträger. „Ja, Kameraden! Billy, Du kannst Dich jetzt darauf gefaßt machen, uns alle frei zu halten.“

„War ich je der Mann, der sich lumpen ließ, wenn es ihm gut ging?“ antwortete Billy.

Dann führte er seine Kameraden in das Wirthshaus „Zur Nationalflagge“.

„Ein Zimmer, Birth. Wir wollen uns einen vergnügten Abend machen, denn wer weiß, ob sich noch je wieder eine so günstige Gelegenheit dazu bietet.“

Der Kellner blickte erstaunt auf die Männer, die sich einen „vergnügten Abend“ leisten wollten.

„Der Herr im neuen Anzug hat Glück gehabt“, erklärte Barnab dem Kellner.

„Wir wollen wenigstens an einem Abend in unserem Leben die Herren spielen“, sagte Billy.

Zum ersten Male in seinem Leben konnte er seine Kameraden zum Trinken anfeuern, und seine Hand in die Tasche stecken, wenn er Gläser leer sah, ohne zu befürchten, daß er am Ende seines Reichthums angelangt war.

Gegen acht Uhr sang Billy mit rauher Stimme ein altes Seemannslied. Er war in seinem Leben noch nie so glücklich gewesen.

Um elf Uhr wurden sie höflich aufgefordert, sich zurückzuziehen. Sie unternahmen einen Spaziergang, aber einer nach dem andern verlor sich in der Nacht.

Billy legte sich schlafen, so wie er es gewohnt war. Er hatte sich noch nie Sorge um das Nachtlager gemacht.

Am andern Morgen fand ihn der Straßenfeger kalt und steif in der Straßenrinne liegen; sein Gesicht war verzerrt.

In dem Attest des Polizei-Arzt's hieß es: „Der Tod ist infolge übermäßigen Genusses von Alkohol auf einen leeren Magen eingetreten.“

„Ich möchte wissen,“ sagte Mama eines Abends zu Papa, „was aus dem Manne geworden ist, der Kellie das Leben gerettet hat.“

„Kein,“ sagte Papa, „er ist nicht gekommen. Offen gestanden, das ist mir garnicht so unangenehm. Du weißt, ich hätte ihm helfen müssen, und diese Leute lohnen es einem ja doch nur mit Lndant.“

Seine Frau seufzte leise, sagte aber nichts. Sie war gewohnt, ihren Mann denken und handeln zu lassen.

Kleines Feuilleton.

— **Opium und Haschisch in Persien.** Die größte Menge Opium wird bekanntlich in Indien und neuerdings in China gewonnen. Eines besondern Rufes erfreut sich aber von jeher das persische Opium, und über dieses macht Bonati im „Journal der Pharm. für Elb-Lothringen“ einige Mittheilungen, denen er andere über das berühmte Haschisch anschließt. In Persien kommt das Opium (neben gewissen anderen Verpackungen, welche zum Export des Artikels für die Alkaloidfabriken bestimmt sind) als weiche Masse in irdenen Schalen in den Handel; doch wird dieses Präparat bald nachher von den sogenannten „Teriak-sayi“ (Opiumrollern) noch mit Traubensyrup (welcher den Stäbchen einen gewissen Glanz verleiht) vermischt, malarirt und, nachdem sie der Masse die gehörige Konsistenz gegeben, in Stäbchen gerollt, welche in glasirtes, weißes Papier eingehüllt werden. Ihre gewöhnliche Farbe ist hellbraun und ihre Konsistenz sehr spröde. Die übliche Verfälschung dieses Opiums geschieht durch Beimischung einer extraktförmig verdichteten Abkochung von Mohnköpfen oder Samen der Hermalaxaute. Auch wird zuweilen das Mohnkraut fein breiartig zerstoßen und dieses dem reinen Opium beigeengt. Viele Perser behaupten, daß das zuweilen aus den Fruchtstapeln von Papaver Rhoeas gewonnene Opium viel wirksamer sei als dasjenige aus dem weißen Mohn.

Das persische Haschisch wird gewonnen, indem die in Blüthe stehenden Spigen und die Blätter der Pflanze (Hans) stundenlang kräftig auf rauhen, groben, wollenen Teppichen gerieben werden, so daß der harzartige Saft, welcher zu dickflüssig ist, um in das Gewebe einzudringen, sich auf der Oberfläche des Teppichs ablagert; von letzterer wird derselbe mittels eines Messers abgenommen und sodann zu kleinen Kugeln oder länglichen, ungleichmäßigen Stäbchen geformt. Diese zeigen eine schönzig grünlich-gelbe Farbe. Die verwendeten Teppiche werden nachträglich mit wenig Wasser abgewaschen, die so erhaltene Extraktbrühe wird auf Porzellantellern in der Sonne eingedampft und auf diese Weise ein minderwerthiges Präparat dargestellt. Von den Haschischrauchern wird namentlich das erste Präparat in dem Oshian, d. h. der Wasserpeife (in Dosen von 0.24—1.2 Gramm, mit Tabak vermischt) gebraucht.

Oleum Cannabis indicas coctum (ätherisches Hanföl), ebenfalls ein persisches Hanfpräparat, wird nach dem Genannten dadurch gewonnen, daß man die frischen Blüthenstippen des indischen Hanfes mit Butter oder Süßmandelöl auskocht und auspreßt. Die schlaf-erregenden Wirkungen dieses Oeles sind äußerst stark; es dient sehr oft als Hilfsmittel bei größeren Verbrechen, da schon eine kleine Dosis, welche man den Speisen beimischt, ohne daß sich aus dem Geschmack die Wirkung ahnen läßt, genügt, um eine ganze Familie für 24—72 Stunden in einen tiefen Schlaf zu versetzen. Jedoch wird dieses Präparat nicht im Handel getroffen, sondern nur von einigen Dervischen, welche es zu ihrem eigenen Gebrauche verwenden, hergestellt. Ein von ihnen damit bereitetes Ektuarium hat, in sehr kleinen Mengen genommen, aufsteigernde und in Ertaße ver-segende Eigenschaften. —

Literarisches.

n. Hugo Gerlach: Heirath auf Tausch. Humoristische Berliner Erzählung. Berlin 1898. F. Fontane u. Co. — Der Verfasser hält nicht ganz, was er verspricht. Um humoristisch zu wirken, ist seine Erzählung allzu sehr ausgeklügelt, sind die aufstretenden

Personen zu egoistisch und abgefeimt. Der Schwanz endet tragikomisch: die Betrüger werden zu Betrogenen. — Zwei Familien, je aus Mutter, Sohn und Tochter bestehend, sind Ladenmachern. Um die alternden Töchter unter die Haube zu bringen, beschließen die Mütter, sie gegenseitig an ihre Söhne zu verpuppen. Die alten Jungfern sind natürlich Feuer und Flamme für das Projekt. Nicht so die Herren Söhne. Aber mütterliche und schwesterliche Ueberredungskünste siegen. Die Verlobung wird gefeiert, nachdem Mutter und Sohn auf beiden Seiten heimlich übereingekommen sind, die andere Partei über's Ohr zu hauen, d. h. die Tochter an den Mann zu bringen, ohne den Sohn in das verhasste Ehejoch zu spannen. Wie die Dinge liegen, ist der beiderseitige Reinfall unausbleiblich. Denn als sich am Hochzeitstage die beiden Bräutigams, in der Absicht, sich gegenseitig zu übertölpeln, krank stellen, legen sich Schwwestern und Mütter euergerig ins Zeug. Sie schüchtern die beiden Bräutiger durch Drohungen derartig ein, daß der Tag mit einer Doppelhochzeit schließt. Das kleinbürgerliche Milieu hat der Verfasser sehr sorgfältig gezeichnet. —

Aus dem Thierleben.

— Ueber einen Adlerfang berichtet die „Schwitzer Zeitung“: Wildhüter Betschart und Alois Schmidig in Wisisthal hatten schon seit einiger Zeit das Treiben der Steinadler an der Seitenberg-Fluß beobachtet. Bei einer kürzlich gemachten Nachschau sahen sie zwei junge Adler im Horst; einer von diesen muß später in Abwesenheit der alten Adler von Krähen, deren Lärm man einst beim Adlerhorst hörte, geraubt worden sein. Da durften die Jäger nicht länger zaudern, denn einen ausgeräumten Horst würden die Alten gemieden haben. Fast den ganzen Tag waren die beiden Männer auf der Lauer; der junge Adler schrie, aber die Alten witterten Unrath und zeigten sich nur von weitem; tags darauf lauerte der Wildhüter Betschart stundenlang in der Seitenberg-Fluß auf einem sechselfreien Wändchen an einem schwachen „Groslein“ und sah kentrecht tief hinab ins Wisisthal; zirka 40 Schritte vorwärts war auf dem Wand der Adlerhorst; das Junge darin hatte offenbar Appetit; es schrie zuweilen. Plötzlich stieg es wie ein Schatten von der Fluß herauf — der alte Adler war da und wurde von dem Wildhüter mit sicherem Schusse sofort erlegt. Dann holte er noch den Jungadler, der sich bei seinem Zugreifen mit geschlossenen Augen duckte, offenbar um über diesen, ihm noch gänzlich unbekanntem Vogel nachzudenken. Freudig stiegen die Männer mit den beiden Adlern bergabwärts. Als Beute hatten die Adler im Horst und in seiner Nähe: Nester von Murrethieren, von einer Gemse und von weißen Hasen, eine halbe Kage, einen Marder, ein „Härmeli“ (Wiesel) und sogar eine Maus. —

Aus dem Pflanzenleben.

k. Ueber ein neues Mittel zur Erhöhung der Kartoffelernte berichtet Professor Frank-Berlin in den „Praktischen Blättern für Pflanzenschutz“. Fortgesetzte Versuche haben ergeben, daß durch eine Kupferbeize der Saatkartoffeln eine Erhöhung des Ertrages, im günstigsten Falle um die Hälfte mehr als ohne Beizung, erreicht wird. Durch die Beizung werden schädliche, den Kartoffeln anhaftende Organismen getödtet, wahrscheinlich wird durch dieselbe aber auch eine die Vegetationsfähigkeit der Pflanze steigende Reizwirkung ausgeübt. Als Reizmittel wird von Frank die sogenannte Vorbelaizer Brühe empfohlen: 1 Kilogramm Kupfervitriol wird in 50 Liter Wasser gelöst, ebenso 1 Kilogramm Aegtal nach dem Löschen in 50 Liter Wasser; die 100 Liter Brühe reichen für 100 Kilogramm Kartoffeln. Man läßt die Brühe 24 Stunden einwirken und nimmt die Beizung 5—6 Wochen vor der Bestellung vor, nicht etwa unmittelbar vor der Bestellung, weil dann die schon weit entwickelten Augen beschädigt werden. Durch das Beizen wird das Austreten der Stengelfäule vermindert, aber nicht ganz aufgehoben, was auch erklärlich ist, da die Stengelfäule durch Organismen hervorgerufen wird, die theils der Oberfläche der Saatkartoffel anhaften, theils aber auch vom Erdboden aus dieselbe infizieren. Es mögen noch einige Zahlenangaben über die von Frank erzielten Ernte-Ergebnisse folgen. Es wurden unbehandelte, 6 Wochen vor der Saat und am Tage vor der Saat gebeizte Kartoffeln in ihren Erträgen verglichen. Von je 415 Pflanzstellen wurden von den unbehandelten Kartoffeln 162 Kilogramm geerntet, von den frühzeitig gebeizten 241 Kilogramm, und von den spät gebeizten 118 Kilogramm. Diese Zahlen erläutern zur genüge das oben Gesagte. —

Meteorologisches.

— Eine Fata Morgana. Die Bewohner mehrerer Ortschaften im Kanton Thurgau konnten Donnerstag, den 2. Juni, abends, eine Luftspiegelung von außerordentlicher Schönheit bewundern. Auf einem von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne beleuchteten dichten Gewölk erschien plötzlich ein prachtvolles Alpenpanorama. Auf den ersten Blick sah man, daß es eine Landschaft aus dem Kanton Appenzell war mit Hügeln und grünen Wiesen, beherrscht von dem Säntis. Zur Rechten lag der Bergkanton, zur Linken die Sturfürsten. —

Technisches.

— Karbolit. In Hammond, einer Stadt des nordamerikanischen Staates Indiana, soll eine Anlage zur Gewinnung von „Karbolit“ eingerichtet werden. Während Calciumkarbid aus Calcium und Kohle besteht, wird mit jenem Namen eine Verbindung

von Kohle mit Calcium, Aluminium und anderen Metallen bezeichnet, die man erhält, wenn Koaks und Hochofenschläde durch den elektrischen Strom erhitzt werden. Mit Wasser giebt dieses Gemenge nicht reines Acetylen, sondern auch Sumpfgas und Wasserstoff; sowohl Leuchtstärke als auch Explosionsgefahr sind daher geringer. Man läßt die flüssige Schlade in ein Kippgefäß, ähnlich einer Bessmerbirne, laufen, giebt Koaks zu und läßt den Strom dann einwirken; nach beendigter Reaktion gießt man die flüssige Masse in Formen aus. — („Lechn. Rundsch.“)

Humoristisches.

— Sonderbare Frage. Richter (zu dem Zeugen in einer Prozeßsache): „Sind Sie mit den Parteien verwandt oder verschwägert?“ — Der Zeuge verweigert lächelnd die Antwort. — Richter: „Ich frage Sie, ob Sie mit den Parteien verwandt oder verschwägert sind?“ — Der Zeuge beharrt bei seinem Stillschweigen und lächelt weiter. — Richter (zornig): „Wollen Sie jetzt antworten oder nicht? Sind Sie mit den Parteien verwandt oder verschwägert?“ — Zeuge: „Aber Herr Amtsrichter, das ist ja gar nicht möglich. Der Kläger ist ja der Fiskus und die Beklagte die Ortskrankenkasse in Nirdorf.“ —

— Auch ein Makstab. Patient: „Nun, Herr Doktor, habe ich die Sicht?“ — Arzt: „Im, wie ist denn Ihr Einkommen?“ — Patient: „Dreitausend Mark jährlich!“ — Arzt: „Nein, da haben Sie nur geschwollene Füße.“ —

— Gefährlicher Boden. „Wo haben Sie denn eigentlich Ihre Frau kennen gelernt, Herr Knüserich?“ — Auf der Eisbahn!“ — „Ja, ja, da hat sich schon mancher was geholt!“ — („Luft. Bl.“)

Vermischtes vom Tage.

— Ein Eigenthümer in Unter-Bredow bei Stettin wollte seine Frau, mit der er seit Jahren in schlechtem Einvernehmen lebte, mit einem Revolver erschließen. Die Kugel blieb aber in der vorgehaltenen Hand der Frau stecken. Darauf schoß er zweimal auf seine 19jährige Tochter, die ihn hindern wollte, noch einmal zu schießen und verwundete sie schwer; dann tödtete er sich selbst. —

— In einem Fabrikarbeiter wurde in der Nähe des Dombrower Steinbruchs (Oberschlesien) Raubmord verübt. —

— Bei Koda ging ein Wolkenbruch nieder. Das Bettstättenthal wurde überschwemmt. Einen Landwirth tödtete auf seinem Hofe der Witz. —

— Ein förmliche Zigeunerschlacht fand bei Buchloe (Bayern) zwischen zwei Bänden statt. Mit Revolvern und Messern gingen die Männer auf einander los. Verschiedene wurden schwer verwundet und liegen hoffnungslos darnieder. Ein Zigeuner erhielt nicht weniger als 16 Messerschnitte. —

— Ein Artilleriehauptmann ermordete im Haag aus Rache seine Frau und deren Freundin. Der Mörder wurde verhaftet, hatte aber Gift genommen und starb im Gefängniß. —

— Bei dem Pariser Rennen um den „Großen Preis“ wurden bei den amtlichen Wettstellen 1 739 035 Fr. eingesetzt, bei den Buchmachern mindestens 3 Millionen. An Eintrittsgeldern wurden 345 000 Fr. eingenommen. —

— In Paris sollen in den nächsten zwei Monaten hundert Elektromotorenwagen dem Verkehr übergeben werden. Die Gesellschaft, die vor einiger Zeit die Erzeugung der Pferdeehifel durch Automobilenwagen beschloß, hat nun endgiltig den elektrischen Motorwagen vor den Petroleummotoren den Vorzug gegeben. Ganz abgesehen von dem unangenehmen Gerüche und der unvermeidlichen Ausbildung bei den letzteren, haben die elektrischen Motoren eine viel handlichere Steuerung und geben fast geräuschlos. Die elektrischen Motorwagen werden theils Landauer, theils Cabs, offen oder geschlossen sein. Die Kosten eines solchen elektrischen Fiaters stellen sich auf etwa 5000 Fr. Die Ladung der Akkumulatoren wird täglich in dem neu zu errichtenden Elektrizitätswerke der genannten Gesellschaften vorgenommen werden; die in den Akkumulatoren aufgespeicherte Elektrizitätskraft wird dem Wagen gestatten, einen Weg von 60 Kilometern täglich zurückzulegen. Die Fahrgeschwindigkeit wird 14 Kilometer in der Stunde sein. —

— Durch eine große Feuersbrunst wurde der Haupttheil der Stadt Romanow-Borissjoglebst, im Gouvernement Jaroslaw, zerstört. Mehrere öffentliche Gebäude sind niedergebrannt. —

— Im Kreise Dschebraisl des Felsjawetpolschen Gouvernements führt die Bevölkerung schon seit mehreren Wochen einen hartnäckigen Kampf gegen die zahllosen Heuschreckenschwärme, die die Felder insgesamt verwüsten und verheeren. Von den 600 Arbeitern, auf denen der Vertilgungskampf lastet, sind infolge der harten Anstrengung besonders am Sommerstich und an der Malaria 70 erkrankt, von denen 10 gestorben sind. —

— In einem Dorfe bei Kasan brannten mehrere Häuser nieder. Drei Frauen und vier Kinder kamen in den Flammen um. Sieben Personen wurden verletzt. —

— Für die Wälder Sibiriens soll jetzt eine regelrechte Forstkultur eingerichtet werden. Auch die Regulirung der Flüsse in der Nähe der Wälder ist beabsichtigt, um die Holzabfuhr zu ermöglichen. —